

Eine anonyme, reich ausgestattete Gruffbestattung der Spätrenaissance in der Nikolaikirche zu Berlin

Vortrag von Dr. Eberhard Kirsch, Stiftung Stadtmuseum Berlin

Die zahlreichen, z. T. qualitativ hochwertigen Grabdenkmale der Nikolaikirche sind ein beredtes Zeugnis der Geschichte Berlins und seiner Bürger. Nicht von ungefähr spricht man auch im Hinblick auf dies traditionsreiche Gotteshaus vom „Pantheon der Berliner Geschlechter“. Zur künstlerischen Qualität und historischen Aussage der den Kirchenraum füllenden Epitaphien und Grabmale gibt es eine ganze Reihe von Publikationen. Das letzte Werk zu diesem Thema wurde vor 14 Jahren von Mitarbeitern des Märkischen Museums vorgelegt. Bislang fehlt jedoch gänzlich eine Untersuchung, die sich mit den Grabfunden und –befunden befasst - den konkreten Überresten der im Kirchenraum Bestatteten. Die Kirche war bis in die Zeit um 1800 der Friedhof einiger Auserwählter, die sich durch den Kauf einer Ruhestätte in Altarnähe einen ähnlich gehobenen Status im Jenseits zu sichern glaubten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Eingriffe in den Untergrund der Kirche regelmäßig Überreste dieser Toten zu Tage förderten. Größere Baumaßnahmen in den letzten zwei Jahrhunderten, über die wir besser unterrichtet sind, erfolgten 1817 durch den Stadtbaurat Langerhans und 1876/78 unter der Leitung des Stadtbaudirektor Blankenstein. Letzterem verdankt die heutige Kirche das neogotische Erscheinungsbild seiner Türme. Es ist bedauerlich, dass jene mit erheblichen Bodenbewegungen verbundenen Maßnahmen kaum dokumentiert wurden.

Die ersten archäologischen Untersuchungen mit wissenschaftlicher Zielstellung im Innern der Kirche unternahm Stadtbaudirektor W. Peschke im Jahre 1940. Diese führten zur Entdeckung der mittelalterlichen Vorgängerkirchen. An jene Beobachtungen anknüpfend ließ die Akademie der Wissenschaften in der Ruine von St. Nikolai (Folie 2 und 3) zwischen 1956 und 1958 umfangreiche Ausgrabungen (Folie 1) unter der Leitung Erwin Reinbachers (Folie 4) vornehmen. Auf deren Grundlage konnte die Baugeschichte der aufeinander folgenden drei Gotteshäuser weitgehend geklärt werden. Die Grabungen Heinz Seyers (Folie 5) vom Märkischen Museum in den Jahren 1980 und 1981 im Vorfeld des geplanten Wiederaufbaus des Nikolaiviertels bestätigten die Ergebnisse Reinbachers. Da die genannten Kampagnen bauhistorisch orientiert waren, wurde den zahlreichen Körpergräbern, auf welche die Ausgräber stießen, nur geringe Bedeutung beigemessen. Zwar wurden sämtliche Befunde akribisch dokumentiert, es unterblieb aber eine umfassende Auswertung des kulturgeschichtlich interessanten Materials.

An wenigen Stellen innerhalb der Kirche konnte noch der originale mittelalterliche Bodenhorizont bei 33,7 m über N. N. beobachtet werden, 1,20m unter dem heutigen Niveau. Aufschlussreich hierfür ist vor allem ein Teil des Nordprofils des von Seyer angelegten Längsschnitts mit verschiedenen Gräberhorizonten sowie Schutt- und Auffüllschichten (Folie 6). Für die Baumaßnahmen Anfang des 19. Jahrhunderts ist überliefert, dass nach Abriss mehrerer Emporen sowie Beseitigung sämtlicher Privatstühle aus dem Kirchenschiff das Bodenniveau teilweise bis zu drei Fuß Erde aufgefüllt werden musste. Im südlichen Seitenschiff konnte Reinbacher geringe Reste eines aus quadratischen Platten bestehenden mittelalterlichen Fußbodens freilegen (Folie 7).

Etwa ein Drittel der Gesamtfläche der spätgotischen Hallenkirche wurde von den Archäologen systematisch untersucht (Folie 8). Die ungleiche Verteilung der Schnitte im Kirchenraum ergab sich aus der Suche nach den Fundamenten der Vorgängerbauten.

Wie schon erwähnt stießen die Ausgräber auf zahlreiche Bestattungen. Während der die Kirche umgebende Friedhof bereits 1707 offiziell geschlossen wurde, fanden im Innern des Gotteshauses noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch Berliner Bürger ihre letzte Ruhe - in Erdbestattungen und Grüften innerhalb des Schiffs und unterhalb der Seitenkapellen. Das letzte Kirchenbegräbnis erfolgte 1819. Über 150 Körpergräber, die in mehreren Schichten übereinander lagen und sich gegenseitig störten, wurden in den Suchgräben beobachtet. Sie zeugen von einer dichten und kontinuierlichen Belegung des gesamten Innenraums der Berliner Bürgerkirche. Die Mehrzahl der Bestattungen wies Sargspuren in Form von dunklen Verfärbungen, mit Eisennägeln (Folie 9 und 11) oder massiven Beschlägen und Griffen (Folie 10 und 11) auf. Die Meinung Reinbachers, dass die Gräber den erhaltenen Grabdenkmälern entsprechend ausschließlich der nachreformatorischen Zeit angehörten und somit zu den 92 Gräbern des vorbasilikalischen Friedhofs vom Beginn des 13. Jahrhunderts ein Hiatus von mehreren Jahrhunderten bestände, hat sich als falsch erwiesen. Bereits in der katholischen Zeit fanden nach Ausweis einfacher genagelter Sargbestattungen zahlreiche Begräbnisse im Innenraum statt (vgl. Folie 9 und 11). Für einen Vorzugsplatz in der Kirche wurden Gebühren in unterschiedlicher Höhe erhoben, für ein Erbbegräbnis in Form einer Gruft waren um 1600 an die Kirchenkasse 100 Taler zu entrichten.

Die unter der Leitung des Stadtbaudirektors Blankenstein erfolgten umfangreichen Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen im Kircheninnern in den Jahren 1876 bis 1878 griffen in erheblichem Umfang in den Untergrund ein und führten zur Zerstörung historisch gewachsener Befunde. Es ist verwunderlich und letztendlich zu bedauern, dass diese Aktivitäten in der altherwürdigen Bürgerkirche Berlins nicht das Interesse des noch jungen Märkischen Provinzial-Museums weckten. Glücklicherweise stammt aus der Feder Leo Alfieris, eines kunst- und heimatgeschichtlich interessierten Berliner Kaufmanns und engagierten Förderers unseres Museums ein Aufsatz im „Bär von Berlin“ aus dem Jahre 1878, in dem er seine Beobachtungen während des Heizungseinbaus im Chor der Kirche festhielt. Mehrere der von den Arbeitern geöffneten Grüfte konnte er konkreten Personen zuweisen. Den vornehmsten Platz im Chor direkt unter dem demontierten Altar beanspruchte ein ungewöhnlich großes Grabgewölbe. Unter einem Eisenrost zur Lagerung eines Sarges fanden sich die sterblichen Überreste zweier Erwachsener. Die Gebeine eines Dritten lagen innerhalb reich verzierter Sargreste. Die folgende Passage entnehme ich besagtem Text:

„Der Sarg musste aber, außer schön gebildeten Löwenköpfen mit Ringen, auch ein ca. 50 Centim. großes Cruzifix aus Blei zum Zierrath auf dem Sargdeckel gehabt haben. Der Christus hatte sich, nachdem alles andere geschwunden war, so genau auf den Schädel gelegt, als ob ihn eine freundliche Hand dem Verstorbenen als Symbol seines Glaubens auf das Haupt gelegt hätte, während das Kreuz, das sich gelöst hatte, daneben lag. Am meisten wurde die Aufmerksamkeit durch eine in der Ecke stehende Metallkiste von ca. 70 Centim. Länge und 35 Centim. Höhe in Anspruch genommen. Ihr Gewicht war so außerordentlich schwer, dass die Vermuthung, es sei hier vielleicht im dreißigjährigen Krieg werthvolles Kircheneigenthum geborgen worden, ausgesprochen wurde, und die Ansicht schien um so berechtigter, als die, sonst immer sehr sauber verputzte Gruft eine seitliche, wieder vermauerte Oeffnung seiner Zeit erfahren hatte. Mit Mühe wurde durch das starke Metall eine Oeffnung in den Kasten gemacht; beim Schein der Laterne blinkte es wirklich darin; noch war indessen die Oeffnung zu gering, um hineinzugreifen; erst erweitert, ließ sich erkennen, dass das „Blinken“ von – einer Flüssigkeit herrührte, mit welcher der Kasten über die Hälfte gefüllt war. Um seinen Inhalt ganz zu untersuchen, wurde sie hinaufgewunden und geöffnet. In dem zollstarken Zinnbehälter befand sich ein gleichstarker eichener Einsatz, in diesem eine völlig geruchlose Flüssigkeit, welche bei näherer Prüfung den Atlasbezug eines Kissens und dessen aufgeweichten, aus Heu bestehenden Inhalt enthielt. Von einem menschlichen Körper

fehlte jede Spur, obwohl die ... Inschrift auf dem Zinn-Sarge – denn so müssen wir ihn nennen – sich auf die sterbliche Hülle des „sehr ersehnten“, einen Tag alten Sohn des Grafen Lynar, den 5. April 1614 geboren, bezieht.“

Dieser Kindersarg aus Zinn (Folie 12) gelangte als einziges Objekt der historisch bedeutsamen Gruft gleich nach seiner Auffindung ins Provinzial-Museum. Im Moment kann das frisch restaurierte Stück in einer sehenswerten Ausstellung über die Lynars im Spandauer Heimatmuseum auf der Zitadelle besichtigt werden. Lateinische Inschrift und Wappenschmuck weisen den Sarg als letzte Ruhestätte Christian Casimirs von Lynar aus, des gleich nach seiner Geburt verstorbenen Söhnchens des Grafen Johann Kasimir von Lynar (1569 – 1619) - Sohn des berühmten Festungsbaumeisters Rochus von Lynar - und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Distelmeyer (1582 – 1652) – Tochter des brandenburgischen Kanzlers Christian Distelmeyer (1552 – 1616). Letzterer hatte neun Jahre vor seinem Tode den vornehmsten Platz in der Kirche, direkt unter dem Altar, zum Bau einer Familiengruft erworben, in dem nun der Enkel Aufnahme fand. Interessanterweise befindet sich in der Spandauer Nikolaikirche an gleicher Stelle das Lynarsche Erbbegräbnis. Und so ist es nicht unwahrscheinlich, dass angeregt durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den gräflichen Lynars der brandenburgische Kanzler bürgerlicher Herkunft hierdurch seinen gesellschaftlichen Anspruch und bürgerliches Selbstbewusstsein zum Ausdruck bringen wollte. Das erhaltene Epitaphgemälde (Folie 13), das ursprünglich mit einer weiteren Texttafel den Barockaltar beidseitig rahmte, zeigt die Familie des zweiten Kanzlers der Familie Distelmeyer unterhalb einer Kreuzigungsszene. Das für die Berliner Geschichte bedeutsame Werk befindet sich heute, losgelöst aus seinem ursprünglichen Kontext, in der Herz-Jesu-Kirche in Charlottenburg. Eine in gräflich Lynar'schem Besitz in Lübbenau erhalten gebliebene Hochzeitstruhe der Elisabeth Distelmeyer ist ein kulturgeschichtlich interessantes Dokument dieser familiären Verbindung (Folie 14).

Ein Grabgewölbe gleicher Zeitstellung und ähnlich zentraler Lage im Chor zwischen dem 6. und 7. Pfeilerpaar wurde im September 1956 während der Akademiegrabungen entdeckt (Folie 15). Die anonyme Bestattung wird in den Grabungsunterlagen als Fläche B bzw. Gruft B bezeichnet. Die aus einem Tonnengewölbe bestehende Decke der ca. 2,5 m langen und 1,5 m breiten Kammer war bereits eingestürzt und der Innenraum mit Schutt angefüllt. Die Gewölbekuppe lag ursprünglich 40 cm unter dem Chorfußboden. 2,20 m tiefer befand sich die Unterkante des Ziegelpflasters der Gruft (Folie 16). Die zur Aufnahme zweier Bestattungen berechnete Grabkammer besaß am Boden flache Steinbänke zur Ablage der Särge. An der südlichen Längsseite waren drei aus Bandeisen gefertigte Ständer für einen zusätzlichen Sarg installiert worden. Die Innenwände waren vollständig verputzt, nur die westliche Schmalseite, über welche offensichtlich der Zugang erfolgte, zeigte teilweise eine rohe Vermauerung – sicher Spuren einer nachträglichen Belegung. Eine Teilaufhebung des Fußbodens aus Ziegeln brachte zwei Körpergräber des ältesten, vorbasilikaln Friedhofs zu Tage. Einer der Särge besaß überlange, an den Schmalseiten überstehende Seitenbretter (Folie 17), eine Sargform, die typisch ist für frühe christliche Friedhöfe in der Mark.

Die unter dem heraus geräumten Schutt aufgefundenen Skelettreste zweier Toter wurden leider weder fotografisch noch zeichnerisch festgehalten. Über die Lage der entdeckten Beigaben (Folie 31) am südlichen Skelett berichtet H. Geisler im Grabungstagebuch. „Oberhalb des zum größten Teil zerfallenen Schädels lag ein goldenes Medaillon. Die eine Seite des Medaillons trug das Danziger Wappen, die Jahreszahl 1577 und eine Inschrift. ... Zwischen den Resten des Schädels lagen Teile eines Kammes aus Horn oder Bein. Am Hals lagen 4 goldene Bommeln mit Filigran und Steineinlagen und mehrere große viereckige und kleine runde schwarze Glasperlen. Etwas tiefer lag auf jeder Brustseite je eine goldene

Bommel; die siebente lag dicht oberhalb des Steißbeins. Am rechten Unterarm befand sich eine goldene Armkette. An der linken Hand wurde ein goldener Ring mit 4 Steinen gefunden. Ein zweiter goldener Ring wurde zwei Tage später in dem herausgeworfenen Schutt entdeckt.“ Reinbacher deutete den Befund wegen der reichen Schmuckausstattung als Grab einer Frau, wohl zu recht, da sich zwischen den Knochen auch der Unterkiefer eines Säuglings befand. Bei den stark zerfallenen Überresten des zweiten Skeletts lagen keine Beigaben. Man kann nicht ausschließen, dass die Ausgräber nur die Überreste einer ursprünglichen reicheren Ausstattung bargen, da das Gewölbe bereits erbrochen war. Die Fundstücke der Gruft B, die bereits 1958 über den Magistrat in den Besitz des Märkischen Museums gelangten, stelle ich nachfolgend vor:

Am beeindruckendsten sind zweifellos die sechs ovalen, 1,6 cm langen Hohlperlen aus Goldblech (Folie 18), deren Oberfläche durch glatte und tordierte Golddrähte in spitzovale Felder mit weißen, dunkelblauen und türkisfarbigen Grubenschmelzornamenten unterteilt wird. Ob es sich bei diesen prächtigen Perlen um die Reste einer Halskette oder auch Knebelknöpfe handelt, kann momentan nicht entschieden werden – die weite Streuung der Stücke im Befund kann darauf zurückgeführt werden, dass der Sarg möglicherweise ursprünglich höher auf dem Eisenrost stand. Direkte Parallelen zu den Schmuckstücken sind mir nicht bekannt.

Das zweite bemerkenswerte Fundstück ist ein 21 cm langes goldenes Armband (Folie 19), eine so genannte Panzerkette aus 31 ineinander greifenden Hohlblechringen. Da die ursprünglich mit farbigen Emailleeinlagen verzierte Verschlusskapsel keine Initialen aufweist, ist eine Identifizierung der Toten auf diesem Wege nicht möglich. Armbänder dieser Art wurden zur Zeit der Spätrenaissance gewöhnlich paarweise getragen, sowohl von Frauen wie auch von Männern.

Der Reif der mit Edelsteinen besetzten beiden Goldringe trägt zeittypische in schwarzer Emaille eingelegte Ornamente (Folie 20). Vier stilisierte Krallen halten den ovalen opalisierenden Stein. Beide Verzierungstechniken sind charakteristisch für die Jahrzehnte um 1600.

Die schwarz glänzenden Perlen in Form flacher Pyramiden bestehen aus Gagat (Folie 21), einer polierbaren Braunkohlenart, die schon in der Jungsteinzeit zur Herstellung von Schmuck verwendet wurde. Mit Sicherheit bestand der Zierrat ursprünglich aus weit mehr Perlen, darunter auch kleinen in Kugelform. Die schwarzen Perlen gehörten möglicherweise zum Haarschmuck wie auch die Reste des knöchernen Steckkamms (Folie 21).

Eine numismatische Rarität ersten Ranges stellt das 1577 geprägte 8-Dukatenstück aus Danzig dar (Folie 22). Die angelötete Öse beweist, dass das wertvolle Geldstück wie ein Medaillon an der Brust getragen wurde. Das Prägejahr sagt selbstverständlich nichts über den Zeitpunkt der Bestattung aus – nur dass dieser später liegen muss. Die Münze befindet sich heute im Münzkabinett der Staatlichen Museen.

Wegen des vollständigen Fehlens von Daten zur Identifikation der Toten in der Gruft B bleibt diese zentrale Bestattung im Chor der Nikolaikirche vorerst namenlos. Sie gehört nach Auskunft der vorgestellten Schmuckstücke der Zeit um 1600 an. Die exponierte Lage spricht für eine Grablege einer der führenden Familien der Stadt. Der archäologische Befund lässt sich vorerst mit keinem der erhaltenen Renaissancegrabmale in Verbindung bringen. Es kann nur vermutet werden, dass sich an einem der nächstgelegenen Kirchenpfeiler ursprünglich das zugehörige Epitaph befand, welches inzwischen vernichtet oder auch umgehängt wurde.

Wie wir am Beispiel der vorgestellten Schmuckbeigaben sehen konnten, war die Zeit der Renaissance in Mitteleuropa besonders Prunk liebend. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn uns in zeitgenössischen Schatzfunden und Adelsgräbern ähnliche Schmuckstücke begegnen, wie die folgenden Beispiele belegen:

1877 erwarb das Märkische Provinzial-Museum einen Schatzfund aus Schmergow, Landkreis Potsdam-Mittelmark, der aus einer Halskette und zwei Armbändern bestand (Folie 23). Ein Gastwirt hatte ihn unter dem Fußboden seiner Gaststube entdeckt. Im Unterschied zum oben vorgestellten Geschmeide bestanden die in Form der Panzerketten gefertigten Stücke lediglich aus massiven, vergoldeten Bronzeringen. Auf den im Stil der Renaissance verzierten Verschlussplatten sind die Initialen A und R zu lesen, ein Hinweis auf den wohl dem ländlichen Milieu angehörenden einstigen Träger.

In den Besitz eines weit spektakuläreren Fundes gelangte das Märkische Museum 1935, als der Krögel, das an der Spree gelegene Altstadtquartier Berlins, abgerissen wurde. Unter den Dielen eines Hauses an der Stralauer Straße fand man eine graublau Kruke aus Westerwälder Steinzeug, in deren Innern verborgen zwei goldene, in der oben genannten Technik gefertigte Ketten lagen (Folie 24 und 25). Das größere Exemplar besaß eine Länge von 2,43 m. W. Stengel, der Direktor des Museums, der diesen Fund vorstellte, interpretierte die Buchstaben B v B auf dem Verschluss (Folie 25) in Verbindung mit dem Bredowschen Wappen als Bertram von Bredow, der Ende des 16. Jahrhunderts u. a. das Amt des Hauptmanns des Landes Ruppin inne hatte. Ab 1581 soll er sich nicht desto trotz in ständigen Geldverlegenheiten befunden haben, so dass dieser Familienschmuck – nach Stengel - möglicherweise in die Hände eines Berliner Pfandleihers gelangte. Das Gefäß selbst gehört jedoch eher an den Anfang des 17. Jahrhunderts, so dass man den Fund auch mit den Wirren des 30jährigen Kriegs in Verbindung bringen kann. Seit 1945 ist der wertvolle Fund - wie alle übrigen Sammlungsstücken aus Edelmetall - verschollen.

Die Trageweise des Schmuckes lässt sich am besten auf zeitgenössischen Porträts studieren, wie dem Epitaph des mit den Distelmeyers verschwägerten Ehepaars von Kötteritz aus der Nikolaikirche (Folie 26) und dem Bildnis der Lynar'schen Großmutter des kleinen Christian Casimir (Folie 27). Vertreter des provinziellen Hochadels wie die von Saldern aus der Prignitz bevorzugten noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts den schweren Goldschmuck der Spätrenaissance (Folie 28).

Zum Abschluss meiner Ausführungen über einige Aspekte der Bestattungen in der Berliner Nikolaikirche möchte ich auf zwei verschollene Prunksärge aus Zinn hinweisen, die wahrscheinlich bei den Grabungen 1940 in der Nikolaikirche entdeckt wurden und seitdem verschollen sind (Folie 29). Wie die schwer zu entziffernde Inschrift vermeldet, waren sie für Mitglieder der Adelsfamilie von Löben bestimmt. Bis zur Zerstörung des Gebäudes im Krieg hing an der südlichen Chorseite das prächtige hölzerne Totenschild Johann Friedrich von Löbens (1595-1667), weshalb man in diesem Bereich auch die zugehörige Gruft suchen muss. Heute befindet sich das aufwändig restaurierte Exemplar bar jeglichen historischen Bezugs in der Nikolaikirche zu Spandau (Folie 30).